

Zeitschrift: Familienforschung Schweiz : Jahrbuch = Généalogie suisse : annuaire
= Genealogia svizzera : annuario

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung

Band: 44 (2017)

Artikel: Aus dem Leben eines Verdingbubs

Autor: Keller, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-816260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Leben eines Verdingbubs

Karl Keller

Résumé

Cet article s'appuie sur les mémoires de Karl Keller qui est né en 1913 et qui a grandi comme enfant placé dans des circonstances douloureuses à Neuhausen et Bibern (Schaffhouse). Karl Keller a achevé d'écrire ses mémoires en 1998. A huit ans, il a été placé comme valet dans une autre famille qui le traitait bien. A quinze ans, on l'a placé chez une tante à Uhwiesen. Il a travaillé dans plusieurs entreprises comme manœuvre, mais il devait donner presque tout son salaire à sa tante. Son hobby, c'était la gymnastique, où il a eu du succès. L'article raconte sa vie jusqu'à son mariage en 1941.

Zusammenfassung

Dieser Beitrag basiert auf den 1995 abgeschlossenen Lebenserinnerungen des 1913 geborenen Karl Keller, der als Verdingbub unter misslichen Umständen in Neuhausen und Bibern (Schaffhausen) aufgewachsen ist. Als 8-Jähriger wurde er als Knecht zu einer fremden Familie verdingt, bei der er jedoch gut behandelt wurde. Mit 15 Jahren kam er nach Uhwiesen zu einer Tante; er arbeitete nacheinander bei mehreren Firmen als Hilfsarbeiter, musste aber fast den ganzen Lohn bei der Tante abgeben. Sein Hobby war das Turnen, bei dem er es weit brachte. Der Beitrag umfasst sein Leben bis zur 1941 erfolgten Heirat.

Die ersten Jahre in Neuhausen

Man spricht immer von der schönen alten Zeit und doch waren das sehr harte Jahre, nicht nur für mich, sondern für viele andere Kinder auch. Viele mussten von daheim fort, weil die Eltern die Kinder kaum ernähren konnten. So wurden sie auf eine gewisse Zeit als sogenannte Verdingkinder abgeschoben. Sie bekamen dann wenigstens zu Essen und erhielten Kleider. Vielfach wurden sie aber als Menschen zweiter und dritter Klasse behandelt. Diese Erlebnisse trugen sie dann auch mit sich, wenn sie älter wurden. Manch einer

sagt heute noch, dass er halt eine schlechte Jugend hatte. – Ja so etwas vergisst man nicht so schnell.



Mein Vater, geboren 1885.

Ich, Karl Keller, bin also am 17.9.1913 in Neuhausen am Rheinfall geboren als erster Sohn von Wendolin Keller. Mein Vater war Zimmermann und laut Ausweis Deutscher. Er heiratete Fräulein Luise Pomeroli von Neuhausen. Sie stammte aus einer Familie mit achtzehn oder neunzehn Kindern. Der Vater stammte aus Innsbruck (Österreich). Leider war er dem Alkohol verfallen, so dass die Gemeinde Neuhausen die Mutter unterstützen musste. Bald nach der Geburt des jüngsten Kindes verstarb der Vater. Die älteren Kinder mussten deshalb beim Verdienen mithelfen, um so die Familie durchzubringen.

1914 wurde mein Bruder Wendolin geboren. Wir hatten noch eine Halbschwester, Mina, ein aussereheliches Mädchen unserer Mutter. Vater arbeitete in einem Zimmerei- Geschäft in Neuhausen.

Er war ein sehr guter Arbeiter. Unsere Familie bestand also zu dieser Zeit aus Vater, Mutter und drei Kindern.

1916 begann eine sehr schlechte Zeit für unsere Familie. Von 1914–1918 tobte ja der erste Weltkrieg. 1916 wurden alle Deutschen, auch jene im Ausland, aufgefordert, ihr Vaterland im Kampf zu unterstützen und diesem wenn möglich zum Sieg zu verhelfen. Leider war mein Vater ein fanatischer Deutscher. Er verliess seine Familie und zog in den Krieg. In offenen Güterwagen fuhren sie nach Deutschland, um sich dort für die Front einkleiden zu lassen.

Nun waren wir allein in einer Wohnung, in der auch Mäuse hausten. Ich weiss nicht mehr ganz genau, nach welcher Zeit, aber es muss ungefähr nach einem Jahrgewesen sein, dass uns unsere Mutter wegen einem anderen Mann verliess. Wir Kinder waren allein. Mina, Wendolin und ich kamen zur Grossmutter. Teilweise war ich aber auch bei meiner Gotte, einer Schwester meiner Mutter, untergebracht. Es war eine harte Zeit für die Grossmutter. Damals

kannte man weder eine Sozialfürsorge noch eine Arbeitslosenkasse. Wenn es gar nicht mehr ging, kam man in ein sogenanntes Armenhaus. Ich weiss nicht genau, wie meine Grossmutter es schaffte, aber wir hatten immer etwas zum Beissen. Bei der Gotte musste ich viel in der Küche helfen, für Grossmutter musste ich Rossmist für den Garten suchen. Einmal war ich in Schaffhausen bei einer Frau Oechslin. Da gab es am Morgen Mais, mittags Maispolenta, abends Mais- oder eine andere Suppe und ein kleines Stückchen Brot. Ja, es sah schlimm aus, was die Nahrung anbetraf.

Meine Tante Helen arbeitete in der Kammgarnspinnerei in Schaffhausen. Manchmal musste ich Tante Helen das Mittagessen bringen. Zu Fuss von Neuhausen war ein Weg von 3 km zurückzulegen. Und so kam es dann, dass ich in die Schule musste, wo meine Schwester schon war. Am Ende des ersten Schuljahres kam ich mit dem Zeugnis zur Grossmutter. Ich hatte keine Note unter 4. Die 1 war damals die beste Note und 4 die schlechteste. Ja, laut Zeugnis sah es bei mir schlimm aus. Es war ja niemand da, der mir helfen konnte. Ich musste auf alle Fälle die erste Klasse wiederholen; diesmal bei einem Lehrer. Das war 1921 in Neuhausen.



Meine Halbschwester Mina.



Mein Bruder Wendolin mit seiner Frau und den ersten zwei Kindern.

Meine Jahre in Bibern



Meine Jugendjahre in Bibern.

1919 tauchte mein Vater wieder auf, nachdem wir bereits geglaubt hatten, dass er im Krieg umgekommen sei. Er wechselte am ersten Tag noch Deutsche Mark in Schweizer Franken. Am andern Tag war sein restliches Geld bereits nichts mehr wert. Er suchte sofort Arbeit und fand diese in der Sägerei in Bibern bei der Firma Steinemann. Als Zimmermann war er da am richtigen Ort.

Als ich am Anfang im zweiten Schuljahr war, kam unser Vater und holte uns nach Bibern, wo er neu mit Elisa Girsberger verheiratet war. Sie hatten ein kleines Bauerngut, das sie und ihr Bruder bewirtschafteten. Ihr Bruder war im Aktivdienst 1914–1918 ums Leben gekommen. Somit hatte Vater diese kleine Landwirtschaft neben seiner Arbeit in der Sägerei. Von dieser Frau bekam er dann noch zwei Töchter, eine Elisa und eine Margrit. Leider ging es nicht gut. Diese Frau mochte uns gar nicht und reklamierte ständig beim Vater. Unser Vater war ein Grobian. Wegen kleinen Dingen schlug er uns immer. Es machte ihm nichts aus, uns mit den Schuhen zu traktieren. Einmal schlug er meinen Bruder so hart, dass ich glaubte, er wäre tot.

Am 1. August 1922 gingen mein Bruder und ich zum Höhenfeuer. Auf diesem Weg mussten wir am Haus der Schwester von Vaters Frau vorbei. Just im Rank bei diesem Haus stand ein schöner Zwetschgenbaum mit fast reifen Früchten. Wir haben davon einige abgenommen. Das sah diese Schwester und hat uns zugerufen, sie werde es schon unserem Vater sagen. Wir gingen dann zum Höhenfeuer. Nachts um zehn Uhr waren wir wieder im Dorf. Auf einmal kam uns in den Sinn, was uns diese Schwester nachgerufen hatte betreffs der Zwetschgen. Wir hatten grosse Angst heimzugehen. Ich sagte zu meinem Bruder: „Du, wir gehen fort“ und er war damit einverstanden. So gingen wir Hand

in Hand der Biber entlang Thayngen zu. Es waren einige Kilometer. Punkt zwölf Uhr nachts standen wir zwei Buben verlassen auf dem Zentrums-Platz in Thayngen, wo die Augustfeier stattgefunden hatte. Ich war acht Jahre alt, mein Bruder sieben Jahre. Wir Buben standen da, Hand in Hand, mutterseelenallein. Ich weiss nicht mehr genau, was damals in unseren kleinen Köpfchen vorging. Als wir weitergehen wollten, kam eine Frau, die uns ansprach:

„Ja Buben, was macht ihr da?“ Sie sah nur ratlose Gesichter. Dann nahm sie uns an der Hand und ging mit uns zu ihr nach Hause. Sie holte Milch, Brot, Butter und Konfi. Wir Buben hatten natürlich Hunger. Nachdem wir uns satt gegessen hatten, durften wir zwei in einem sauberen, schönen Bett schlafen. Schnell waren wir eingeschlafen. Ja, dieses Bett habe ich nie vergessen, denn zu Hause mussten wir auf dem Estrich schlafen, wo es auch noch Emd und Stroh hatte und wir nachts oft den Besuch von Mäusen bekamen, die es sich auf unseren Betten bequem machten. Nun durften wir es uns einmal in einem sauberen Bett bequem machen. Unsere Betten daheim wurden, glaub ich, nur etwa alle drei Monate einmal frischbezogen.

Am Morgen weckte uns dieser Engel wieder und an einem schön gedeckten Tisch gab es einen Zmorgen, an den ich heute noch denke, obwohl seither 73 Jahre vergangen sind. Diese liebe Frau sagte dann: „So Kinder, nun geht ihr aber wieder heim nach Bibern, den Weg wisst ihr ja“. Wir gingen auf die Hauptstrasse, aber statt dass wir auf Bibern zumarschierten, wollten wir nach Schaffhausen gehen. So fest sass bei uns die Angst vor den Schlägen, die wir vom Vater erwarteten. Auf einmal kam Vater mit dem Velo daher. Er hatte uns gesehen, aber wir rannten fort, so gut es ging. Ich konnte mich in ein altes WC einschliessen. Früher waren ja die WCs ausser dem Haus. Wendolin hatte er bald erwischt und als ich einmal die Türe öffnete, hatte er auch mich. Dann mussten wir vor seinem Velo herrennen. Dabei verfluchte er uns und drohte uns kaputt zu machen und ähnliches. Es kam dann von Schaffhausen her ein anderer Mann, der mit Vater fuhr. So kamen wir völlig kaputt in Bibern an; es waren doch gut 3–4 km. Zu Hause führte ein kleines Strässlein über die Biber. Vater diskutierte dort noch mit seinem Begleiter. In der Zeit rannten wir nach Hause. Mein Bruder rannte die Treppe hinauf und ich, ja, ich rannte am Haus vorbei, der Biber entlang nach Thayngen zu. Es ging nicht lange, da kam mein Vater hinter mir her und packte mich und ich musste wieder vor ihm herrennen bis nach Hause. So waren wir in der Stube und warteten, bis er uns zusammenschlug. Da kam uns unsere Stiefgrossmutter zu Hilfe. Es war ein altes Fraueli, ganz gebückt und etwa 84 Jahre alt. Sie stand vor unseren Vater und sagte zu ihm: „Wenn du den Buben noch etwas antust, gehe ich auf die Gemeinde und klage dich an“. Ihr waren wir zu Dank verpflichtet, dass er uns nichts antat. Ja da kann man sehen, was die Angst im Menschen und speziell in

einem Kinderherzen anrichten kann. Wir wurden halt manchmal mit Fusstritten traktiert.

Und nun zu einem anderen Kapitel: Wir Buben mussten aus dem Haus. Mein Bruder kam zu einem Bauern, der ihm für seine Hilfe Nahrung und Kleider gab. Ich musste per Bahn und zu Fuss mit Vater nach Buch bei Ramsen zu einer Familie Blum, die einen Knecht gesucht hatte. Ich sehe das Bild jetzt noch, als Vater sich meldete, er bringe jetzt den Knecht. Die konnten das fast nicht fassen. Herr und Frau Blum, ihre beiden kleinen Mädchen und die Eltern von Herr Blum standen alle auf der Treppe und schauten den Knecht an. Zuerst wollte Vater den acht Jahre alten Knecht wieder mitnehmen, aber dann sagte Herr Blum, er solle mich dalassen. Ich selber war nicht in der Lage alles zu begreifen. Vater ging dann ohne mich fort. Zum Glück kam ich da in eine gute Familie. Wir sassen alle in der Stube und ich hinter dem Tisch. Ich hatte dunkle Haare, alles Locken. Herr Blum beugte sich über den Tisch und sagte zu mir: „So, Karli, du sagst zu uns Vater und Mutter und Grossmutter und Grossvater, denn für einen Knecht bist du wirklich zu klein“. So wurde es auch gehalten.

Die Zeit bei Blums

Grossvater Blum war Jagdaufseher. Dieses Amt hatte er seinem Jungen übergeben, darum hatten sie einen Knecht gesucht. In Buch, Ramsen und Stein am Rhein gab es eine sogenannte Revierjagd. Der Besitzer des Reviers war Direktor Homberger von der AG, also der GF im Mühletal bei Schaffhausen. Überall hatte er seine Jagdaufseher, welche das Wild hegten und pflegten. In der Jagdsaison gab es Treibjagden, zu denen der Herr dann seine Jagdkollegen einlud. Das Schöne dabei war, dass nicht alles wahllos niedergeknallt wurde.



Ich war acht Jahre alt, ging da fünf Jahre in die Schule und war ca. acht Jahre dort.

Bei der Familie Blum wurde ich nicht wie ein Verdingbub behandelt, sondern fast wie ein eigener Bub. Ich musste einfach überall helfen, wo es nötig war und das tat ich auch gerne. Im Übrigen wuchs ich mit ihren eigenen Kindern auf. Die Grossmutter, aber auch die andern, haben mir die nötige Liebe zukommen lassen,

und ich glaube heute noch, diese Liebe und Fürsorge in diesen Jahren bei dieser Familie hat mein späteres Leben geprägt in allem, was auf mich zukam.

Der Betrieb der Familie Blum war mittelgross: Vier Kühe, ein Rind. und zwei Kälber. Zwei Kühe mussten immer arbeiten. So gab's nur wenig Milch. Damals hatte man nur selten ein Pferd, von Traktoren keine Rede. Im Herbst wurde der Mist auf die Äcker und Wiesen geführt; im Frühling wurde das Stroh vom Mist wieder zusammengetan und dann nochmals dem Vieh gestreut. Beim Dreschen vom Weizen, Gerste und Roggen wurde ein Teil behalten für die Familie. Die Frucht, der Weizen, wurde auf den Estrich hinaufgetragen.

Leider liessen sich die Mäuse das nicht zweimal sagen und nahmen sich auch ihren Teil davon. Die Milch wurde am Abend in sogenannten Milchbecken aufbewahrt. Am Morgen wurde sie dann entrahmt und daraus wurde alle Wochen mit dem Butterfass Butter gemacht. Gebacken wurde alle drei bis vier Wochen einmal. Das Brot sowie die Butter kamen dann in den kühlen Keller zum Lagern. Das Brot kam in einer Schaukel an die Decke, damit es vor den Nagern sicher war. In den Keller kamen im Herbst Runkelrüben und Räben für das Vieh und Kartoffeln für die Familie. Da im Herbst ein Schwein geschlachtet wurde, musste sehr wenig für das Essen gekauft werden. Da wir sehr viele Birken hatten, wurden auch die Besen selbst gemacht. So war es im Jahre 1926. Heute, im Jahre 1994, könnte man so nicht mehr Bauer sein.

Ich hatte es bei Familie Blum recht; aber arbeiten musste ich schon. Wenn die Schule aus war, musste ich vielfach auf diesen oder jenen Acker samt den Schulsachen. In unserer Schule unterrichtete ein Lehrer, Herr Kübler, 62 Schüler in acht Klassen. Er wollte mich einmal auf die Bank legen und mir eine Tracht Prügel geben. Da habe ich so laut geschrien, dass er von mir abliess und mich wieder an meinen Platz liess. Ich wohnte direkt unter der Erziehungsanstalt Friedeck. Dort haben sie meistens die Buben wegen Kleinigkeiten vor dem Schulzimmer auf eine Bank gelegt, ohne Hemd und Hosen und haben draufgehauen bis überall blaue und andere Flecken zum Vorschein kamen. Auch der Meisterknecht war ein brutaler Schläger.

Meine Familie Blum war soweit gut zu mir. Ich hatte auch grosse Freude an der Arbeit. Einmal musste ich in einem grossen Kartoffelacker das Gras ausreissen. Es war sehr warm. Auf einmal lag ich in der Furche drin und schlief ein. Dann auf einmal hörte ich meinen Namen rufen. Es war Vater Blum mit dem Graswagen. Ich tat natürlich, wie wenn ich arbeitete. Als ich nach Hause kam, hatte er ein Einsehen und lächelte so halb verschmitzt.

Mit der Schule durften wir manchmal zum Ort, wo die Biber gestaut ist, baden gehen. Von dort führte ein Bach zur Mühle, wo er das Mühlrad antrieb. An einem solchen Badetag ertrank unserem Lehrer die beste Schülerin. Es war eine traurige Sache.

An einem Abend kamen zwei Pferde im Galopp vor unserem Haus vorbei, nur noch mit dem Vorderteil eines Wagens. In diesem Galopp fuhren sie durch das ganze Dorf. Zu Hause angekommen, durchschlugen sie das Scheunentor. Dann wars aus. Ein Pferd musste abgetan werden. Diese Pferde hatten Reissaus genommen und ihr Meister, Herr Hug, war dabei unter den Wagen gekommen. Er wurde ins Spital gebracht, sein Leben hing an einem Faden. In einer Woche darauf starb Grossvater Blum. Grossmutter Blum sagte zu mir: „Siehst du Karl, jetzt ist Grossvater gestorben, damit Herr Hug wieder leben kann“. Diese Beerdigung von diesem Grossvater werde ich nie vergessen. Die Verwandten waren alle schwarz in der Stube versammelt. Dann kamen die Leute und kondolierten der Familie. Und am Ofen hinten war Karlchen und schluchzte und schluchzte. Auch in der Kirche hörte man nur mich, obwohl mich Grossmutter immer tröstete. Ich hatte ja vom Tod noch keine Ahnung gehabt. Leider starb auch kurze Zeit danach Herr Hug im Spital.

Einmal brachte mir Frau Blum von Schaffhausen ein paar Bananen. Sie waren fast überreif. Ich versuchte eine, den Rest gab ich den Hühnern, denen schmeckten sie besser als mir. Ich lernte mähen und melken. So konnte Vater Blum sich mehr der Aufgabe als Jagdaufseher widmen. Das freute ihn, denn er hatte nur vier Töchter und keinen Buben. Ich musste auch mit dem Vieh auf die Weide gehen. Da mussten lange Eisenpfähle und Ketten mitgenommen werden, denn die Kühe durften nur im Kreis das Gras fressen. Nach einiger Zeit mussten die Pfähle versetzt werden. Ich war etwa 13 bis 14 Jahre alt, als ich wieder einmal mit den Kühen auf der Weide war. In der anderen Wiese war Albert, ein Kollege, mit den Kühen beim Hüten.

Da ich am Abend immer beim sogenannten Betzeit-Läuten zu Hause sein musste, durfte ich mit dem Sigrist die Glocken läuten, die damals noch mit langen Seilen von Hand in Bewegung gebracht wurden. Beim Anhalten brauchte es einen gewissen Trick damit dies gelang. Auf alle Fälle hatte ich mir eine halbe Stunde längeren Ausgang verschafft. Das war natürlich nur im Winter möglich. Im Herbst bekamen alle Matratzen einen neuen Inhalt. Vorerst musste in einem Buchenwald das Laub geholt werden. Die Matratzen hatten eine Naht, die aufgemacht wurde. Der Stoff war ganz dicht gewoben. Man sagte ihm Zwilchstoff. Also der wurde neu gefüllt mit Roggenstroh und Buchenlaub, dann wieder zugenäht. Es brauchte etwas Kraft, so eine Matratze wieder in die Kammer zu bringen, denn sie war wie ein Ballon. Ich brauchte fast einen Stuhl, so hoch war das Bett geworden. Ja, da kam auch mancher Käfer und anderes Kleingetier mit hinein, aber da machte man sich nichts daraus. Es war herrlich in so einem Bett zu schlafen.

Ich hatte noch ein anderes Problem, die Schokolade. Die hatte ich so gern, aber das gab's ja im normalen Leben nicht. So kam ich auf einen einfachen Gedanken. Da man meistens mich zum Posten in die Läden schickte, nahm ich

manchmal einen Zehner oder Fünfer vom Retourgeld weg. So hatte ich mal in einem Jahr fast Fr. 1.80 beieinander und dafür kaufte ich mir in dem Laden, wo ich immer etwas holen musste, nichtsahnend eine grosse Blockschokolade für Fr. 1.50. Die verbarg ich wie ein Eichhörnchen sein Futter und holte hie und da ein Täfelchen davon. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. 1926 war Fr. 1.50 so viel wert wie heute zehn Franken. Frau Blum ging auch manchmal selbst in den Laden und die Besitzerin fragte so nebenbei, von wem Karlchen das Geld für eine so grosse Schoggi bekommen habe. Frau Blum wusste es nicht und meldete es ihrem Mann. So wurde ich dann kontrolliert, ohne dass ich es merkte. Ich konnte es natürlich nicht lassen, hie und da wieder einen Fünfer oder Zehner verschwinden zu lassen. So kam es eben aus, woher das Geld stammte, mit der ich die grosse Schoggi bar bezahlt hatte. Eines Abends war es dann so weit. Vater Blum sagte: „Komm einmal zu mir in die Werkstatt“. Ich ahnte nichts Gutes. „Woher hast du das Geld gehabt für die Schoggi?“. Ich musste nicht mehr sagen, mir kamen die Tränen. Vater Blum hat mir dann schon ein paar Schläge gegeben, aber ich glaube, es hat ihm selber leidgetan, dass er mich strafen musste.

Ja, wenn man so zurückdenkt, was man als Bauer damals alles von Hand machen musste. Mit dem Vieh wurden die Äcker gepflügt, auch das Säen wurde von Hand gemacht. Die Kartoffeln wurden hinter dem Pflug gesteckt. Geerntet wurden die Kartoffeln mit einem sogenannten dreizinkigen Karst und beim Auflösen gab's manchmal Rückenweh. Die Räben und Rüben wurden auf dem Feld gereinigt bis spät in den Herbst hinein. Mit den Abfällen wurden die Hühner, Hasen, Katzen und Hunde gefüttert. Das Geschirr-Abwaschwasser vom Mittag wurde mit heissem Wasser gereinigt. Das schmutzige Abwaschwasser wurde nachher in einen Kessel geleert für die Schweine. Dieser wurde mit Kartoffeln und sonstigen Abfällen noch gefüllt und so den Schweinen gefüttert. Ein Schwein wurde für den Ei-gegebrauch geschlachtet, das andere verkauft. Für die Abfälle hatte jede Gemeinde eine Deponie. Diese wurde dann nach einigen Jahren wieder zugedeckt. Jeder Bauer hatte ja auch einen Miststock, der im Herbst auf die Äcker und Wiesen verteilt wurde. Leider haben wir heute (1990) eine andere Auffassung vom Mist. Mit dem Schlauch schwemmt man alles ins Jaucheloch. Da gibt's dann so viel Gülle, dass es für die Wiesen zu viel ist und alles zu tief in die Erde versickert.

So wuchs ich auf in der Familie Blum. Ich glaube heute noch, dass, wenn mich mein Vater nicht geholt hätte, ich wäre hier Bauer geworden. Dann kam der Winter 1928, ein kalter Gesell, wie schon lange nicht mehr. In der Hauptstrasse hatte es die Hauptwasserleitung erwischt; das Wasser floss die Hauptstrasse herunter. Im Nu war alles nur noch Eis. Ich war nun 15 Jahre alt und ein kräftiger Bursche geworden. Ich habe nie an ein Fortgehen gedacht. Vater hatte ja versprochen, er hole mich erst ab nach der Konfirmation. Im Frühling

1929 stand er auf einmal da und wollte mich holen. Vater Blum und er haben dann noch böse Worte gewechselt. Aber dann musste ich meine Sachen packen und mit Vater gehen. Es war ein trauriger Abschied, so plötzlich. Auch für die Familie Blum. Das Dorf hinunter heulte ich immer. Vater sagte, ich solle aufhören zu plärren. Ja, ich hatte wieder ein Heim und gute Pflegeeltern verloren. Dann sagte ich zu meinem Vater, dass ich gerne Coiffeur werden möchte. „Das geht nicht, denn ich muss Fr. 700.- bezahlen und ich habe kein Geld“. So wurde ich zu einer Tante Marie nach Uhwiesen verschachert, einer Schwester von meiner Mutter. Ich kam vom Regen in die Traufe, wie man so sagt. Ich musste arbeiten gehen in die Waggonfabrik in Neuhausen und zwar zu Fuss von Uhwiesen alle Tage über die Rheinfallbrücke, zirka 4 km ein Weg.

Bei Tante Marie

Diese Tante hatte zwei Buben. Ich war hier wieder das fünfte Rad am Wagen, musste den ganzen Zahltag abgeben und bekam nur ein paar Franken Sackgeld. Auch musste ich meistens alte Kleider und Schuhe austragen. Mir blieb nichts anderes übrig. Das Mittagessen musste in die Fabrik mitgenommen werden. Leider war diese Tante dem Alkohol verfallen. Sie trank alle Tage ihr Bier, Wein und sogar Schnaps. Ihr Mann war ein Naturmensch. Er arbeitete neben der Waggonfabrik in der Waffenfabrikation. Er ging immer allein zur Arbeit, obwohl wir den gleichen Weg hatten. Von Uhwiesen aus musste ich auch in den Konfirmandenunterricht nach Laufen beim Rheinfall. Es war der gleiche Weg wie zur Arbeit. Am Sonntag habe ich im Restaurant „Neue Welt“ in Uhwiesen in der Kegelbahn die Kegel wieder aufgestellt. Dieses Geld sollte mir meine Tante auf die Bank tragen; es gab doch immer ein paar Franken. Tja, ich wurde ausgenützt auf alle Art. Ich hatte einfach nie etwas Geld im Sack.

Ich war an einer Bohrmaschine tätig und manchmal war ich auch sogenannter Nietenbub. Die Nieten waren Eisennägel, die man fast glühend machen musste und sie dann mit einer Zange dem Mann mit dem sogenannten Revolver auf das Gerüst warf, der dann die Niete plattdrückte. Wir Jungs mussten einfach überall helfen. So lernte ich dort einiges kennen. Ich wurde dann 1930 am Palmsonntag in der Kirche von Laufen konfirmiert. Da war es üblich, dass es einen Ausflug gab. Bei diesem Ausflug musste jeder der Knaben einem oder zwei Mädchen das Trinken bezahlen. Mir wurden zwei Mädchen anvertraut. Der Ausflug ging von der Bahnstation Kempthal auf die Kyburg, dann über den Eschenberg nach Winterthur Bahnhof. Auf der Kyburg konnte ich den beiden Mädchen das Trinken noch bezahlen. Dann wars Ebbe in meinen Finanzen. Auf dem Eschenberg wollten sie unbedingt nochmals etwas trinken. Ich wollte nicht sagen, wie es bei mir aussah. So wartete ich draussen. Da kamen die bei-

den Mädchen und gaben mir fünf Franken, damit ich dann bezahlen könne, ohne dass es die anderen wussten.

So frei wie heute, 1994, waren wir damals noch nicht. Die Jungs wurden von den Eltern bewacht in dieser Beziehung. Ich war sowieso immer zurückhaltend gegenüber Mädchen. Ich hatte ja auch nie Geld im Sack, womit ich etwas kaufen konnte. An der Konfirmation hat mir Herr Pfarrer Graf etwa 200 Franken geschenkt für eine Kleidung. Das Geld gab er aber bei meiner Tante ab. Die hat das bei ihrem Gelage alles vertan. Ich habe dann von meiner Mutter, die auch bei dem Fest anwesend war, ein billiges Kleid bekommen. Ja, da habe ich meine Mutter wiedergesehen, die uns im Stich gelassen hatte.

Im Sommer 1930 wurde Tante Marie und ihrem Mann die Wohnung gekündigt. Dann gab's einen Umzug nach Marthalen. Von hier musste ich mit einem alten Velo alle Tage nach Neuhausen fahren zur Arbeit. Neben der Eisenbahnbrücke über den Rheinfall führte ja ein Steg für Fussgänger; mit Velo verboten. Der Boden war nur mit dicken Eichenbrettern belegt und die waren eingegangen, somit gab es grosse Zwischenräume etwa vier bis sechs Zentimeter breit. Als ich wieder einmal mit dem Velo darüberfuhr, kam ich mit dem Vorderrad in eine solche Rolle. Hoch im Bogen überwarf es mich. Zum Glück an eine Geländerstütze. Nicht viel und ich wäre den Rheinfall hinunter. Ja, ich hatte da einen Schutzengel.

Im Frühling 1931 wurden in der Waggonfabrik über 2000 Arbeiter entlassen. Es war eine schwere Zeit. Die Arbeiter hatten ja noch keine Arbeitslosenversicherung. Nur wir Jungs konnten noch bleiben. Da ich nun sah, dass ich bei dieser Tante nur ausgenützt wurde, entschloss ich mich, einem noch anwesenden Chef zu widerreden. Prompt hatte auch ich die Kündigung. Ich probierte dann noch bei einem Maurer in Marthalen mein Glück. Einen Monat oder zwei half ich dann beim Friedhof eine Mauer flicken. Ich musste alle Gebeine, die hervor kamen, in ein Gemeinschafts-



Karl bei Familie Hiltbrunner 1934.

grab werfen, wo sie dann später zugedeckt wurden. Nachher war ich ohne Arbeit. So fragte ich meinen Vater in Bibern, ob es eventuell auf der Sägerei Arbeit hätte. Er sagte, es könne sein. So sagte ich Tante Marie, dass ich fortgehen werde. Es gab ein kleines Donnerwetter, aber nach ein paar Tagen war es dann soweit. Von meinem Batzen vom Kegel aufstellen, sah ich leider nichts mehr.

Bei Steinemann

So verliess ich also Marthalen mit meinem alten Velo, fast kein Geld im Sack, mit ein paar alten Schuhen und einige alte Kleidungsstücke, aber wirklich



Turnen 1930 – 1935

nichts mehr. Ich wurde im September 18 Jahre alt, lebte von einem Tag in den andern. Ja, wie komme ich da wieder heraus. So kam ich also nach Bibern und konnte in der Sägerei Steinemann arbeiten. Ein paar Tage war ich bei Vater daheim. Aber das ging nicht. So suchte ich ein Zimmer, das ich dann bei Familie Hiltbrunner bekam. Er war Müller von Beruf und war viel auswärts zur Arbeit in verschiedenen kleinen Mühlen. Sie hatten

drei Söhne. Einer im Bernbiet, von wo sie kamen. Hans und Hermann waren hier daheim. Sie waren in meinem Alter. Hans war Hufschmied von Beruf und Hermann Chauffeur; beide bei Steinemann angestellt. Frau Hiltbrunner war besorgt, dass ich immer am Zahltag etwas Geld auf die Bank tat, damit ich auch einmal ein paar Rappen erspart hätte. Es ging so weit gut.

Da die zwei Söhne im Turnverein waren, trat ich auch in den Verein ein (Turnverein Unterer-Reiat). Bei Steinemann war ich einfach Hilfsarbeiter. Er hatte sehr viel Langholz aus Deutschland. Bibern liegt ganz an der Grenze zu Deutschland. Natürlich bekam er da schönes Tannenholz, teilweise bis zu 30 Meter lang. Daraus konnte gutes Bauholz gemacht werden. Er musste dann auch zirka 20 % Bündnerholz verarbeiten. Das wurde ihm befohlen vom Bund. Die Abfälle wurden zu Bündeli zusammengebunden und im Bündnerland an die Bäckereien geliefert. Als Retourfuhrer nahm man Bündnerholz mit nach Hause.



Mit 21 Jahren beim Training in Hofen, eine fast lebensgefährliche Angelegenheit, weil man damals noch keine Turnhallen hatte. Die Sicherheit war gleich null. Üben konnte man nur an einem Sonntag oder an einem schönen Abend.

Mein Hobby war nun das Turnen neben der Arbeit. Im Jahre 1932 hatten wir drei Monate keine Arbeit. Wir Jungen mussten in einem Steinbruch Steine zerschlagen, die dann von den Bauern auf die Feldstrassen geführt wurden, um eine bessere Fahrbahn zu bekommen. Für das haben wir von der Gemeinde eine kleine Entschädigung bekommen.

Herr Steinemann war ein kleiner Tyrann. Er nützte alles aus, wo es nur ging. Es machte ihm nichts aus, mit einem Stecken herumzulaufen, um zu fluchen wie ein Henker: "Ihr Sieche, ihr fuule Cheibe". Ich war etwa 21 Jahre alt, da hatte ein Säger am Vollgatter einen Balken verlaufen lassen. Der Balken war kaputt. Nun gab er mir die Schuld. So kam Herr Steinemann mit einer Latte auf mich zu. Ich glaube, das war ein wichtiger Moment in meinem Leben. Ich verlor meine Angst, stand da, als er auf mich zukam und sagte zu ihm, er solle es probieren. Ich war ein kräftiger Bursche und er ein kleines schwächliches Mannli. Er liess seinen Prügel fallen, schaute mich nochmals an und ging davon. Er hatte nun Angst bekommen vor mir. Von da an hatte ich bei ihm einen Stein im Brett. Es gab keine Schelte mehr für mich.



*Als Schwigger auf dem Langholz-
auto. Holzorte: Langenthal,
Schwarzwald und Bündnerland.*



*Abfahrt in Bibern morgens um
5 Uhr mit Schnittholz nach Zürich
auf eine Baustelle, dann in den
Schwarzwald Schluchsee / Titisee
oder Steckholz in Langenthal.
Ankunft in Bibern um 1 Uhr nachts*

1934 wurde ich Schwigger beim Langholz-Führen. Steinemann hatte einen neuen Sauer-Lastwagen gekauft, der mit Rohöl statt mit Benzin fuhr. Dieser Wagen entwickelte viel mehr Kraft. Wir hatten viel Holz im Schwarzwald und auch im Emmental, im Bernbiet. Der zweite Radanhänger, wo ich sass, hatte noch Vollgummipneus. Ja, bei diesen Fahrten hatte ich manchmal viel Glück. Von Langnau her verloren wir einmal vom Vollgummi ein Stück. Nachher holperte es so, dass ich kaum noch sitzen konnte als ich daheim war. Am Schluchsee hat es auf meiner Seite die Tragfeder gebrochen und mich bei 60 bis 70 km pro Stunde fast vom Sitz geworfen.

Auch mit dem Holz laden und abladen war es manchmal schwierig. Mehr als einmal hat mich Chauffeur Werner geplatzt. wenn er verrückt war, liess er seine Wut an mir aus. Natürlich hatte er keine Chance. Ich liess ihn allein die Stämme laden. Dann wollte er wegfahren, mit einer Spannweite von etwa 10 bis 12

Metern und sollte doch vom Tal in die Hauptstrasse einbiegen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er probierte alles, aber es gelang ihm nicht, in die Hauptstrasse hineinzukommen. So rief er mir, mit Tränen vor Wut in den Augen, ich solle doch kommen. Ich setzte mich wieder auf den Anhänger. Wir brauchten aber fast eine Viertelstunde, bis wir mit hin und her auf der Hauptstrasse waren. Aber nun gab's eine verrückte Fahrt, weil er seine Wut ablassen wollte. Er wollte mir natürlich Angst einflössen. Aber wie er um die Kurven fuhr, das war wirklich verrückt. Ich musste meinen Hebel mit beiden Händen halten, denn das Tempo war so verrückt, dass es mir durch den Schwung in den Kurven den Hebel fast aus den Händen riss. Wäre ich einmal abgesprungen, das hätte fatale Folgen gehabt. Ich durfte es meiner Kraft und Behändigkeit zuschreiben, dass es keinen grösseren Unfall gegeben hat.

Eidgenössisches Turnfest in Winterthur als Turner und Tambour 1936



1. Eidgenössischer Oberturner-Kurs in Arbon 1940



Mein Hobby war also das Turnen. Ich war auch in der Kunstturnervereinigung Schaffhausen und machte dann auch bei Wettkämpfen mit; in der Kategorie B, wo ich immer ein bisschen Erfolg hatte. Am Zürcher Kantonalen Turnfest 1938 war ich im zweiten Rang und durfte von da an nicht mehr in Kategorie B auftreten, musste also in die Kategorie A. Das machte mir dann Mühe

neben dem Oberturneramt. Es war zu viel verlangt. Ich probierte es schon, aber mit wenig Erfolg. 1941 absolvierte ich noch den Eidgenössischen Oberturnerkurs in Arbon mit sehr gutem Erfolg.

Einmal besuchte ich einen Tanzkurs, um ein paar Tänze zu lernen. Ich hatte mit Nachbars Tochter angebändelt, aber auch Hans. Ihr Vater war Bauer und auch für die Reinigung der Hauptstrasse zuständig als Strassenwart. Er hat das gemerkt, dass wir ein Auge auf Anneli hatten. Als wir einmal an seinem Haus vorbeikamen, stellte er uns und sagte, wir sollten zuerst mal etwas werden, bevor wir mit einem Mädchen anbändeln wollten. „Wänn me eu uf de Grind stellt, gheit ja doch nüt us em Sack use“. Ja, er hatte schon ein wenig recht, aber eben, wir waren doch etwa 25 Jahre alt. Hans war dann der Glückliche, der sie heiratete.

In diesen Jahren war es halt noch Sitte, dass das Mädchen die ganze Wäscheaussteuer in die Ehe brachte und der Glückliche sollte eine gute Stelle haben, um einmal Frau und Kinder zu ernähren. Ja, das waren harte Zeiten, so kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Ich hatte da und dort ein Mädchen, aber zu mehr als einem Kuss kam es nie. Einmal hatte ich ein liebes Mädchen. Wir trafen uns einmal da und einmal dort im Verborgenen. Ihr Vater war ein wohlhabender Bauer. Sie hatte Angst, wenn er das erfährt, gibt es ein Donnerwetter, denn ein Sohn von ihm hatte Hausverbot bekommen, weil er ein ganz gewöhnliches Mädchen liebhatte und darum auch geheiratet hatte. Er war in der GF Schaffhausen in besserer Stellung. Ein Jahr später wurde er nach England versetzt. Nach vielen Jahren kam er dann zurück mit zwei Kindern. Da wurde er zu Hause doch wieder empfangen. An einem schönen Sonntagabend trafen wir uns noch einmal. Sie sagte mir, dass sie nur einen Bauern heiraten werde.

Ich suchte mir eine andere Arbeit. Da auch bei Steinemann nicht mehr voll gearbeitet wurde, habe ich mich bei der Firma Knorr in Thayngen gemeldet. Nach einigen Wochen bekam ich Bericht, ich könnte ab 1. März 1937 bei ihnen arbeiten. Ich war selbst erstaunt. So kündigte ich meine Arbeit bei Steinemann. Seine Antwort war, jetzt wo ich etwas könne, gehe ich. Bei den Lohnaufbesserungen bekam man ja nur 3 oder 5 Rappen mehr pro Stunde. Mir offerierte Steinemann sofort 25 Rappen mehr Lohn, was mir aber keinen Eindruck mehr machte.

Bei Knorr in Thayngen

Am 1. März 1937 habe ich in der Knorr angefangen. Ich habe mich sofort gut eingelebt. Warum wurde ich hier sofort eingestellt, wo andere schon seit Jahren auf eine Arbeit warteten? Es war damals eine harte Zeit. Aber Suppe zum Essen brauchte man immer noch. Der Chef im vorderen Teil der Suppen-

fabrikation war Präsident des kantonalen Turnverbandes. In Thayngen hatten wir einen kleinen Turnwettkampf, wo ich obenaus schwang. Ich war in der Kunstturner-Vereinigung Schaffhausen, Vize-Oberturner im Unteren Reiat und mit meinen Kunstturner-Freunden von Thayngen habe ich immer trainiert. Also die Thaynger wollten mich in ihrem Verein haben, was ich natürlich auch vorhatte. Nebenbei war ich noch zwei Jahre im Tambouren-Verein Schaffhausen. Aber beides ging nicht mehr, da ich vom Turnen voll ausgelastet war.

Es war damals eine grosse Arbeitslosigkeit und ich war noch ein Papierschweizer, eigentlich deutscher Abstammung. Ich habe mir da nichts daraus gemacht. Ich war ja in Neuhausen geboren und fühlte mich als Schweizer. Nun wurde ich aber eines andern belehrt. Ich war ja noch Mitglied des Verbandes VHTL und trotzdem wurde der Firma weisgemacht, ich wäre laut Papier ein Deutscher und müsse aus dem Betrieb hinaus, da ein Sohn von einem Zolldirektor die Arbeit haben möchte. Ja, so ein Direktor hat natürlich mehr zu sagen als ein gewöhnlicher Hilfsarbeiter. Ich habe aber meine Arbeit so gut gemacht, dass Herr Stürtzinger – er war Chemiker in der Knorr – zu mir sagte: „Herr Keller, versuchen Sie sich einzukaufen, damit wir Sie behalten können“. Zum Glück hatte ich in der Gemeinde Bibern schon das Gesuch eingereicht und im Herbst 1938 war es dann so weit. Es wurde die Bürgergemeinde einberufen für meine Einbürgerung. Was ich da wieder erleben musste, war schlicht und einfach ein Hohn.

Meine besten Kollegen hatten mich als Sauschwab titulierte und vieles andere mehr. Zu meinem Glück war auch Bezirksgerichtspräsident Seiler anwesend, der für mich einstand. Ich wurde dann mit 18 Ja gegen 16 Nein aufgenommen. Da waren natürlich Neid und Missgunst am Werk. Mindestens zehn von diesen Stimmbürgern wollten schon längst in der Knorr arbeiten. Aber noch keinem war es gelungen, nur so einem Sauschwab. Ja, so lernt man immer wieder, wie es überall menschelt. Ich konnte es zuerst kaum glauben; ich musste der Gemeinde 1000 Franken und dem Kanton 500 Franken bezahlen. Dank Frau Hiltbrunner hatte ich 1550 Franken auf der Bank. Damit konnte ich alles bezahlen. Es blieben also noch 50 Franken. Aber ich konnte in der Firma arbeiten.

Nun musste ich mich auch dem Militär stellen. Die Turnprüfung hatte ich mit vielen andern in Schaffhausen zu absolvieren. Das war für mich kein Problem. Dann kam die Frage: „Wollen Sie noch eine Rekrutenschule machen oder zum Hilfsdienst eingeteilt werden?“ Ich habe mich dann für die Rekrutenschule entschlossen. War's vielleicht ein Fehler? Ich habe dann die Schule mit allem Drum und Dran mit 28 Jahren im Frühling 1940 absolviert; pro Tag mit Fr. 1.50 Sold. Ich hatte grosse Mühe, mit diesen paar Franken durchzukommen. Zum Glück musste ich in der Zeit mein Zimmer nicht bezahlen. Von der Rekrutenschule mussten wir dann direkt in den Aktivdienst einrücken, da ja schon der Zweite Weltkrieg tobte.

Margrit und Marty

In Zürich lebte noch eine Tante von mir, die ich aus einem Urlaub besuchte. Bei ihr war ein Mädchen zu Gast mit Namen Margrit. Wir hatten dann einige Verabredungen und ich besuchte sie auch zu Hause in Altstetten (Zürich). Sie war etwa 25 Jahre alt und musste ihre Mutter pflegen. Der Vater war schon längere Zeit verstorben. Ich glaubte schon, dass das einmal meine Lebensgefährtin geben würde. Ich hatte damals meistens kein Geld, es war immer Ebbe. Bis ich alles bezahlt hatte, blieb einfach nichts mehr übrig. In dieser Zeit zogen die Hiltbrunnens fort und ich musste mir ein anderes Zimmer suchen, das ich dann bei Max Mink in Bibern bekam. Es war ein Zimmer ohne Heizung. Da gab's im Winter manchmal Eiszapfen an den Fenstern. Also fünf Wochen Dienst, 14 Tage wieder arbeiten. Ich konnte auch mit der Kompanie das Frühturnen machen. Unsere Kompanie war meistens in Glattfelden stationiert. Im Jahre 1940 gab es schon morgens um sechs Uhr Alarm und wir mussten unsere Stellungen beziehen. Man glaubte, die Deutschen hätten es auf die Schweiz abgesehen, da sie in der Nähe von Waldshut grössere Truppen zusammenzogen. Aber es kam dann nicht so weit. Ich machte mir damals nicht viel aus der Politik; ich verstand sie zu wenig. Ich hatte in der Rekrutenschule einen Aufsatz machen müssen über Staatskunde. Ich wusste überhaupt nicht, wie das funktioniert. Das hat mir ja auch damals die Unteroffiziersschule vermässelt. Unsere Kompanie wurde dann nach Feuerthalen disloziert, wo wir die Wache bei der Eisenbahnbrücke übernehmen mussten und auch beim Rhein in Schaffhausen.

Dann kam wieder eine Wende in meinem Leben. Als ich einmal die Wache bei der Brücke ablösen musste, war im Garten nebenan ein Mädchen. Wir wechselten ein paar Worte miteinander. Sie hatte Birnen aufgelesen und hat mir dann eine zugeworfen und mich direkt getroffen. Wir haben dann auf einen Abend ein Treffen abgemacht. Das war im Herbst 1940. Dieses Fräulein hiess Marty Hildebrand und war Pflegerin und musste da und dort aushelfen. So kam es, dass wir einander kennen lernten. Die Treffen waren aber selten, da sie einmal da und einmal dort war. Ich war auch nicht viel in der Kompanie, da ich sehr viele Kurse besuchte. Marty stammte von einer grossen Familie ab, die in Andelfingen wohnte. Marty's Mutter war an der Geburt gestorben, von acht Kindern weg. Sie war dann einige Zeit im Spital in Winterthur, bis daheim wieder ein wenig Ordnung war. Die älteste Tochter Fridy musste da fest mithelfen. Die Familie waren Baptisten. Sie gingen am Sonntag viel nach Neuhausen in die Gemeinde.

Dort hat Vater Hildebrand, der Uhrmacher war, seine zweite Frau kennengelernt, die Marie Moser. Die hat sich dann dem kleinen Marteli angenommen und den Vater Hildebrand geheiratet. Da hat er sein grosses Los gezogen. Ja, das war eine grosse Aufgabe für diese Mutter, die dann noch eine Rosmarie bekam. Sie hatten an das Haus einen eigenen Saal gebaut, wo sie Gottesdienst halten konnten und von Neuhausen befreit wurden. Ich war auch einmal zu Besuch bei ihnen. Als ich kam, kam mir die ganze Familie in der Schlossgasse entgegen. Sie sagten, sie gehen nach Trüllikon zu Tante Berta zu einem Besuch; ich solle mein Velo beim Haus oben abstellen.

Marty kam mit mir und das Velo wurde beim Haus abgestellt und sofort kehrten wir wieder um und schritten die Schlossgasse hinunter. Aber weit und breit keine Familie Hildebrand. Als wir in Trüllikon ankamen, waren wir allein. Wir haben dann etwas zu essen bekommen und dann ging's Andelfingen zu. Als wir ankamen gab's ein richtiges Donnerwetter. Wir konnten uns gar nicht verteidigen. Endlich kam etwas Ruhe in die Gesellschaft und wir konnten auch reden. Ja, das war früher so. Sofort dachte man, was der mit der Tochter wohl angestellt habe und so fort. Man fragte nicht lange, warum das passiert sei. Die Familie hatte sich entschlossen, auf der Hauptstrasse nach Hause zu gehen und so waren wir aneinander vorbeigegangen. Ja, was die alle zu Hause gedacht haben, was wir treiben miteinander – nicht zu glauben. Das waren noch gläubige Baptisten. Ja, da hätte nicht viel gefehlt und ich hätte Marty wieder gehen lassen. Wir zwei waren wirklich zurückhaltend. Manchmal reichte es kaum für einen lieben Kuss. Wir hatten uns dann trotzdem wieder getroffen. Ich glaube, die Mutter war auch schuld daran.



Karl im Militär mit Marty.

Wir wussten zwar, dass es Mann und Frau gibt, aber von Sex wusste Marty so viel wie nichts und ich nicht viel. Damals hatte man noch keine Verhütungsmittel. Und trotzdem hatte ich Marty in Basel einen Besuch abgestattet, wo sie bei einer Familie Baur war. Sie haben mich dann zum Mittagessen eingeladen. Ich war natürlich in Uniform, ein kleiner Urlaub. Nach dem Essen gab's einen Spaziergang. So kam der Abend und ich wusste nicht, wo übernachten. Da kamen wir überein, ich könnte bei ihr eventuell schlafen, da sie das Zimmer nebenan hatte. So haben wir es dann auch gemacht. Früh am Morgen habe ich mich dann abgeschlichen. Morgens telefonierte Herr Baur in das Hotel, ob ein Herr Keller noch da wäre. Und ob man's glaubt oder nicht, es war tatsächlich in dieser Nacht ein Herr Keller im Hotel, der am Morgen früh schon abreiste. Ja das war ein Zufall, da hatten wir Schwein, das hätte doch Gerede gegeben.



Marty als ich sie kennenlernte.

Einmal war Vater Hildebrand eingeladen worden von seinem Bruder, der ein Lederwarengeschäft in Wald hatte, für einige Tage Ferien in Seelisberg. Marty und ich wollten dann Vater auf dem Seelisberg besuchen und machten eine Velotour über Zug, Luzern, Stans, Seelisberg und Treib nach Brunnen. Als wir von Luzern nach Stans fuhren, regnete es wie mit Kübeln. Wir waren putschnass. Es war schon Abend. So mussten wir in einem einfachen Hotel ein Zimmer nehmen. Wir hatten Glück, wir bekamen ein Zweierzimmer. Sie fragten zu unserem Erstaunen nicht, ob wir verheiratet wären. Das ganze Zimmer war voll nasser Wäsche. Dann huschten wir ins Bett und gaben einander warm, denn wir froren beide, da alles nass war. Von Sex war nicht viel zu spüren. Die Sachen waren am Morgen noch nicht ganz trocken, aber es musste gehen. So fuhren wir dann den Seelisberg hinauf und waren einige Stunden bei Vater und Bruder.

Da Marty einmal hier und einmal dort pflegen musste, sahen wir uns nicht so viel. Da ich im Militärdienst nur 20 % von meinem Lohn bekam, kam die Mutter auf den Gedanken, ob wir nicht heiraten sollten, so hätte ich 80 % vom Lohn. Da Willy, ein Sohn, kürzlich geheiratet hatte, fehlte ihr auch eine Kraft für den Garten und schwere Hausarbeit. Nun musste ich mich entscheiden, da ich immer noch mit meiner Margrit Kontakt hatte. Margrit oder Marty? In Gedanken wurde ich hin und her gerissen. Dann fasste ich mich und habe Margrit geschrieben, worauf ich prompt von ihrem Bruder einen ganz gemeinen Brief

erhielt. Aber ich musste meinen Weg gehen. Warum habe ich mich für Marty entschieden? Drei Gründe könnten das sein: Ihr herzliches Lachen, ihre wunderschöne Stimme und ihre Mutter, da ich ja fast ohne Mutter im Leben stand bis 28 Jahre. Wir verstanden uns von Anfang an gut. Da im oberen Stock ein Zimmer frei war, meinte Mutter, wir könnten dort oben sein und vorläufig hier mit ihnen wohnen. So hat Mutter mit ihren wenigen Batzen uns ein Schlafzimmer gekauft. Und am Bettag 1941 haben wir dann Verlobung gefeiert – oder einfach gehabt? Die Ringe hat uns Vater geschenkt. Er verkaufte nebenbei als Uhrmacher auch Schmuck.

Marty reklamiert heute noch, nach 51 Jahren Ehe, ich hätte ihr damals nicht einmal einen Kuss gegeben. Ja, in dieser Beziehung war ich ein Chlaus. Heute wäre das anders. Wie Marty sagt, haben wir damals auch beschlossen, am Samstag, den 6. Dezember 1941, zu heiraten und zwar zu Hause bei Hiltebrands. Marty war damals in Basel zum Aushelfen und ich war beim Kraftwerk Zweidlen im Aktivdienst. Sie kam dann von Basel und der Zug hielt beim Bahnhof Kaiserstuhl-Zweidlen. Sie kam schnell aufs Trittbrett, wo wir uns begrüßten. Ich gab Marty dann noch mein ganzes Vermögen von 80 Franken. Sie sollte sie der Mutter geben, damit sie das noch fürs Hochzeitsessen brauchen könnte. Zum Glück gab's damals kein Benzin für eine Ausfahrt. Wir hätten uns das sowieso nicht leisten können. Die Mutter und noch andere hatten dann das Essen gemacht. So gut mit wenig Geld wie in einem Hotel. Die Feier fand unten im Saal statt. Es waren noch gut 30 Personen zu verköstigen. Ich hatte leider Zahnweh wie verrückt und Marty einen steifen Hals – erkältet. So hatten wir nun das Recht, im gleichen Bett zu schlafen! Mutter hatte, trotzdem alles nur erhältlich war mit Rationierungskarten, genug Essen auf den Tisch gebracht.



Hochzeit in Andelfingen am 6. Dezember 1941.

Zum Glück weiss man nicht, was auf einem zukommt nach einem solchen Schritt. Ja, Liebe und Leben, das sind schon zwei Begriffe.



Eidgenössisches Turnfest in Winterthur vom 17. – 20. Juli 1936 Turnverein Unterer Reiat.

Nach der hier beschriebenen Zeit bis zur Heirat 1941 war Karl Keller im Aktivdienst. Das Ehepaar Keller hatte fünf Kinder. Nach einer Tätigkeit bei der Firma Knorr in Thayngen zog die Familie 1947 ins Appenzellerland. Nach zwei Stellen als Magaziner arbeitete er in einer Stickerei-Fabrik in Reute (AR), wo er es nach vier Jahren zum Stickermeister brachte. Er nahm auch mehrere öffentliche Ämter wahr. 1963 machte er sich selbständig und erbaute eine eigene Stickerei, die er bis 1976 betrieb. Das verhalf ihm zu einem bescheidenen Wohlstand. 1986 zog das Ehepaar Keller nach Grabs in ein neu erstelltes Einfamilienhaus.